Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 48

Artikel: Operation [Fortsetzung]
Autor: Malander, Ruth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649869

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

OPERATION

ROMAN VON RUTH MALANDER

7. Fortsetzung

Arme Schwester, arme Schwester, dachte Keller mit einer neuen Aufwallung von Mitleid. Da erzählt sie mir, dass er nur noch an seine Marken denke. Und doch tut sie alles, hofft alles.

Er erwartete, dass Doktor Richard in den nächsten Minuten irgendwo aus dem Dunkel auftauchen werde. Denn nach dem Zettel zu schliessen, konnten nur ihm diese sorgfältigen Vorbereitungen gelten. Aber er sah sich getäuscht. Schwester Rosmarie steckte Spiegel und Lippenstift in die Tasche zurück und nahm ihren eiligen Gang wieder auf. Sofort folgte ihr Keller.

Nun warfen die ersten Häuser des Dorfes ihre Schatten über die Strasse. Ihre mächtigen, weit vorgebauten Dächer ragten schwarz in die Nacht, und ein lauer Abendwind wehte Heu- und Stallgeruch aus ihrem Innern den beiden eilenden Menschen entgegen. Er vermischte sich seltsam mit dem frischen Parfüm der Schwester.

Als die ersten Häuser hinter ihnen lagen, verlangsamte sie ein wenig ihre Schritte. Sie kamen nun zu der Stelle, wo Keller am Mittag Dr. Richard einzuholen versucht hatte. Die Schaufenster des kleinen Ladens, vor denen er heute so lange gestanden hatte, waren gelöscht, und in dem ganz alten Hause brannte kein einziges Licht.

Und ebenso plötzlich, wie der Arzt am Mittag, bog nun auch Schwester Rosmarie von der Strasse ab. Aber sie betrat nicht den Laden, sondern erreichte mit einigen hastigen Schritten der Wand entlang die Seitentüre, steckte einen Schlüssel ins Schloss und verschwand. Sie musste den Schlüssel die ganze Zeit in der Hand gehalten haben, denn obwohl Keller sofort vorsprang, kam er zu spät, um zu verhindern, dass sie die Türe hinter sich abschloss. Es war eine Glastüre. Keller presste das Gesicht an die Scheibe und konnte noch sehen, wie zuhinterst im Korridor rechts eine Tür sich öffnete und schloss.

Das hätte ich mir denken können, fuhr es ihm durch den Kopf. Er drückte auf die Klinke, aber die Türe war gut verschlossen. «Hinterste Türe rechts», murmelte er. Hier also kamen die beiden zusammen, hier würde sich vielleicht auch vieles andere aufklären. Sollte er mit Gewalt in das Haus eindringen?

Er tastete sich der Hauswand entlang, umging die Ecke und gelangte an der hinteren Seite des Hauses an ein Fenster, durch dessen geschlossene Läden einige schwache Lichtschimmer fielen. Dies konnte ungefähr das Zimmer sein, zu dem die aufgehende Türe gehörte. Er presste sein Ohr an den Laden und horchte. In dem Zimmer wurde gesprochen, und er konnte zwei murmelnde Stimmen unterscheiden, die einem Mann und einer Frau zu gehören schienen. Aber er war nicht ganz sicher, und so sehr er sich auch anstrengte, er konnte kein Wort verstehen.

Lange stand er an die Wand gepresst und horchte und überlegte. Von weither erklang Hundegebell, und von der Strasse herübeer war hie und da der schwere Schritt eines Bauern zu hören, der von irgendeinem späten Gang zurückkehrte.

Schliesslich beschloss er, zurückzukehren und die Sache beim Tageslicht zu untersuchen. Er löste sich von der Wand, ging ebenso unhörbar, wie er gekommen, zur Strasse zurück und wanderte langsam den Weg zurück zum Spital.

Auf sein Läuten öffnete Blaser ganz leise die Tür.

Er hatte Schwester Rosmarie zurückerwartet, dachte Keller. Laut sagte er: «Danke, Blaser! Ich habe mich länger aufgehalten, als ich wollte, aber die Nacht ist schön und warm.»

Als Blaser die Türe wieder zuschloss, stellte er sich ans Geländer der Treppe.

«Vorhin schien es mir, als sähe ich eine der Schwestern auf der Strasse. Wäre das möglich?» fragte er, wie in Gedanken, ganz beiläufig.

«Das wäre schon möglich», antwortete Blaser.

Aber gehen denn die Schwestern so spät noch aus?» fragte Keller.

« Manche ja », antwortete Blaser. «Schwester Rosmarie zum Beispiel geht oft abends noch fort. Spazieren, denke ich.»

«Schwester Rosmarie — das ist die blasse, schlanke mit den dunklen Augen?»

«Jawohl», sagte Blaser. Er kam plötzlich vertraulich näher und dämpfte die Stimme. «Ich glaube, sie trifft sich immer mit jemandem», sagte er. «Aber mir scheint immer, sie will nicht, dass man es weiss. Und so rede ich auch nicht davon. Sie haben so wenig Freude, die armen Dinger, verstehen Sie? Den ganzen Tag die schwere Arbeit im Haus, immer lieb, immer freundlich und doch nichts als Mühe und Plage. Schwester Rosmarie besonders.» Er sah Keller fragend an, als wollte er herausfinden, ob er mit ihm einverstanden sei.

«Sicher», sagte Keller, da haben Sie recht. Wollen Sie eine Zigarette rauchen?» Er hielt ihm die Schachtel hin. Dann wünschte er gute Nacht und wandte sich zur Treppe.

«Der Lift ist rechts!» rief Blaser aus seiner Loge.»

«Danke», gab Keller zurück. «Ich steige ganz gerne ein wenig.

In Wirklichkeit fühlte er sich ausserordentlich müde und erklomm nur mit Mühe die langen Treppen bis zum obersten Stockwerk. Aber er wünschte weder gehört noch gesehen zu werden und scheute den Lärm der Lifttüre. Der oberste Korridor lag still und dunkel da und nur aus einem der Assistentenzimmer zur Linken drang etwas Licht durch den Türspalt. Keller richtete seine Taschenlampe mit einer raschen Bewegung auf die Tür, so dass das weisse Kärtchen für einen Moment erleuchtet war. «Dr. Baumann», las er. Auch noch wach. Und hat doch die letzte Nacht schon nicht geschlafen.

Schwester Rosmaries Zimmer zur Rechten war das letzte im ganzen Korridor. Es bildete auf dieser Seite den Abschluss des Hauses. Keller trat ein, schloss die Türe hinter sich zu und machte Licht. Auf dem Tisch lag ein angefangener Brief, den er kurz überflog. Der Gedanke, dass er bei der Schwester Rosmarie etwas Aufklärendes finden könnte, ging ihm nicht aus dem Kopf. Aber der Brief sagte nicht viel. So stellte er sich wieder an die Türe, blieb dort, wie einst in Nummer fünfundfünfzig, unbeweglich stehen und suchte die Atmosphäre des Zimmers in sich aufzunehmen. «Sich in einen Raum versenken», nannte er das. Er hatte auf diese Weise schon sehr oft mehr entdeckt, als wenn er ein Zimmer bis in die letzte Ecke durchwühlte. Während er noch dastand, liess sich ein leises Klopfen vernehmen. Verwundert öffnete er die Tür, sah aber niemand und setzte seine Betrachtungen fort.

Das Zimmer war sauber und ordentlich. In der Luft lag noch der Duft des

erfrischenden Kölnischwassers, und nichts erweckte den Eindruck, als ob hier ein Geheimnis verborgen wäre. Nur eine Grammophonnadel, die in einer Ecke am Boden lag, erregte Kellers Aufmerksamkeit. Er hob sie auf und sah sich suchend um. Ein Grammophon dazu war aber nicht zu entdecken. Nachdenklich wog er die glänzende, kleine Nadel in der Hand und steckte sie dann zu dem Papierkügelchen in die Tasche.

Eine Grammophonnadel ohne Grammophon — was bedeutete das?

Er rückte den Brief, der sich verschoben hatte, sorgfältig an seinen Platz, löschte das Licht und verliess das Zimmer.

Drunten im zweiten Stock hatte Schwester Martha schon seit einiger Zeit ihre Nachtwache begonnen. Sie sass, wie am Vorabend, strickend an ihrem Tischchen, war in Gedanken versunken und schrak hoch, als plötzlich Kriminalkommissar Keller aus dem Dämmerlicht des Korridors neben ihr auftauchte.

«So, Schwester», neckte er, «Sie haben Ihr Nachtleben also schon angefangen? Habe ich Sie etwa jetzt erschreckt?»

«Ein schönes Nachtleben!» bemerkte sie und schüttelte ihre Haube hin und her. «Jedenfalls gestern hat es mir gar nicht gefallen, Herr Kommissar, das können Sie mir glauben. Noch jetzt bin ich ganz zittrig davon und jede Kleinigkeit macht mich nervös.»

«Begreiflich, begreiflich», beruhigte sie Keller. Er sah sich nach einer Sitzgelegenheit um und liess sich, da kein zweiter Stuhl vorhanden war, auf der Kante des nächsten Fenstersimses nieder, von wo er die Schwester im Profil sehen konnte. Ihre grauen Haare waren diesmal ordentlich unter die Haube geschoben, ihr kantiges Gesicht beugte sich über die Strickarbeit, während die Nadeln in ihren Händen eifrig klapperten. Das kleine Lämpchen auf dem Tisch warf einen warmen Schein rings um die strickende Gestalt. Das Ganze bot ein Bild traulicher Ruhe.

«Da stricken Sie wohl etwas zusammen während Ihrer Wachen», fuhr Keller fort und bemühte sich, seiner Stimme trotz seiner Müdigkeit einen leichten Ton zu verleihen. «Stricken Sie das alles für sich selber?»

«Oh, es gibt immer zu stricken», antwortete sie. «Man hat Freunde, Verwandte, Bekannte — dann stricke ich noch für ein Säuglingsheim. Aber gestern, wissen Sie, konnte ich nicht weiterfahren, ich war zu aufgeregt. Die ganze Nacht fragte ich mich, ob ich nicht besser auf die Kranke hätte aufpassen sollen — —»

«Aber, Schwester», unterbrach Keller, «Ihnen kann doch wirklich niemand die Schuld geben. Sie haben Ihre Runden gemacht und Ihre Pflicht getan, nicht wahr, und mehr kann niemand verlangen.»

«Schon», nickte sie, «schon». Ihre Nadeln klapperten aufgeregter. «Aber es ist doch seltsam — —»

«Durch Sie haben wir übrigens das Fehlen der Kranken so schnell entdeckt, nicht wahr? Ausserdem bin ich zu Ihnen gekommen, um Sie noch etwas zu fragen, Schwester. Es handelt sich um die Gestalt, die Sie sahen, erinnern Sie sich?»

Sie hörte auf zu stricken, und die klappernden Nadeln hinterliessen eine plötzliche tiefe Stille. Während sie ihren Stuhl herumrückte, sah sie den Kommissar fragend an.

«Wenn es eine Schwester gewesen wäre», fuhr Keller fort, «dann hätten Sie das doch sicher ohne weiteres gesehen? Ich habe bemerkt, dass man zum Beispiel die Haube einer Schwester ganz deutlich von weitem durch die Dunkelheit sehen kann. Glauben Sie nicht auch, dass Ihnen die Gestalt in diesem Falle gar nicht aufgefallen wäre? Sie hätten ohne weiteres angenommen, dass es eine der Schwestern sei.»

«Natürlich», sagte die Schwester. Ihre Haube wippte auf und ab, als sie bekräftigend nickte. «Das Auffällige war eben, dass es eine ganz dunkle Gestalt war, von oben bis unten.»

«Ich kenne eine junge Schwester», erklärte Keller, «nicht von hier, aus einem andern Spital, die abends gern ausgeht und sich jeweilen ein dunkles Tuch über die Haube legt, damit man nicht gleich sieht, dass sie eine Schwester ist, stellen Sie sich vor!»

«Auf was die jungen Dinger alles kommen!» sagte die Schwester, und ihre grauen Augen bekamen einen fast bösen Blick. «Uns zu unserer Zeit wäre so etwas nie eingefallen!» Sie legte das Strickzeug mit einer heftigen Bewegung auf den Tisch und ihre Haube flog missbilligend hin und her.

«Habt ihr eigentlich ein nettes Verhältnis hier unter euch Schwestern?» fragte Keller.

«Kann nicht klagen», antwortete Schwester Martha und nahm das Strickzeug wieder auf. «Es kommt immer auf die Oberschwester an, und die ist bei uns sehr nett. Am meisten macht uns Schwester Margrit zu schaffen mit ihrer Neugier und Schwatzhaftigkeit, es ist schrecklich! Aber Schwester Rosmarie ist lieb.»

«Schwester Rosmarie — das ist die blasse, schlanke mit den dunklen Augen?»

«Im alten Spital drüben», fuhr Schwester Martha fort, — «Sie wissen wohl, dass wir hierher umgezogen sind? — —» Keller nickte, die Nadeln begannen wieder leise zu klappern, die Haube wippte auf und ab, — «im alten Spital drüben hatte Schwester Rosmarie — ja, die blasse, schlanke mit den dunklen Augen — zufällig das grösste Zimmer von uns allen. Einen besonderen Aufenthaltsraum für uns Schwestern, wie hier, gab es damals nicht. Da hat sie uns oft abends eingeladen, zu ihr zu kommen, und spielte uns dann ihre schönsten Platten — es war net-

Novembersturm

Karl Gerber, Lenz

Durch düstre Nacht zieht Sturmgebraus,
Es heult in Wald und Flur.
Der Giebel knarrt, es ächzt das Haus;
Still lauschet die Natur.

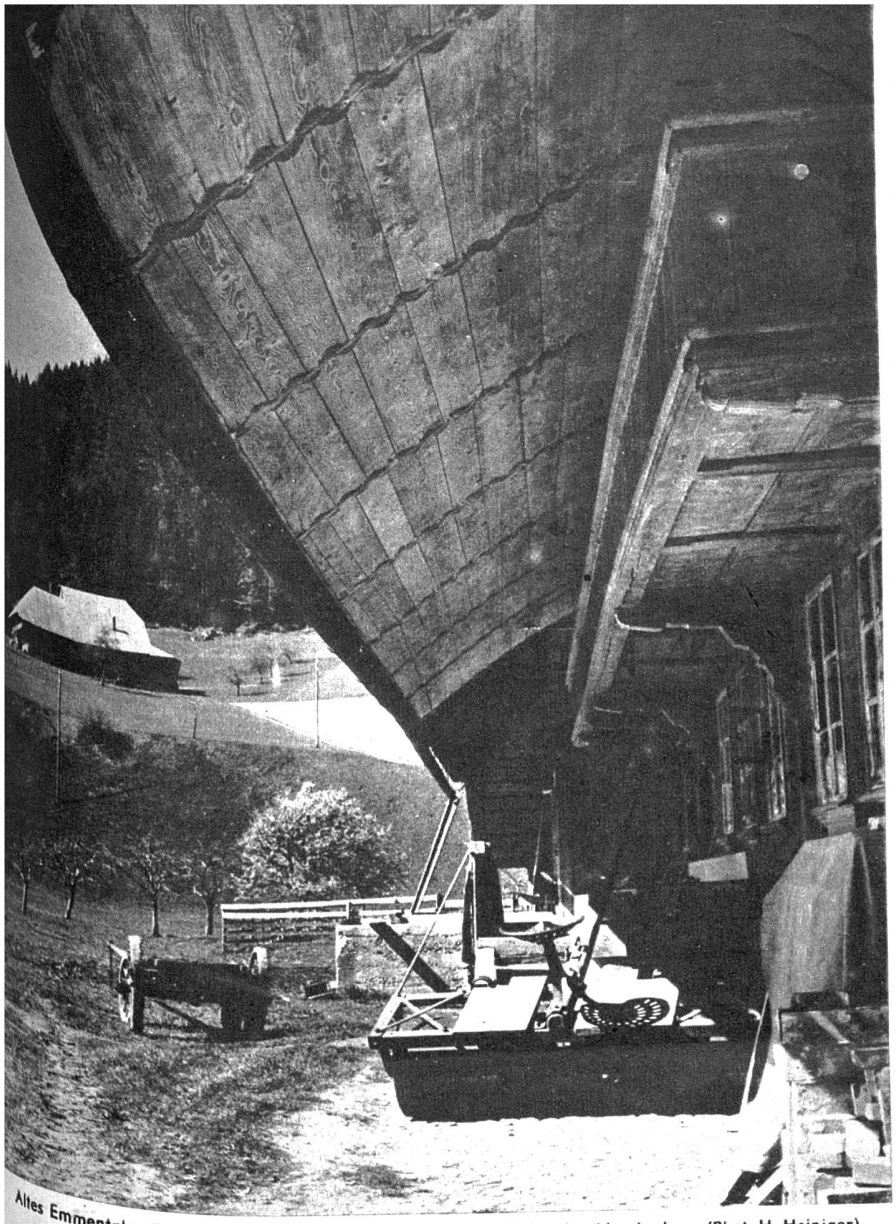
Hell jauchzt der Wind. Hört, wie er stöhnt,
Hört, wie sein mahnend Kampflied tönt:

„Versklavtes Menschlein, wache auf,
Ring' aus der Tiefe dich
Zu lichter freier Höhe auf
Und werde stark wie ich!"

Sein Ruf erfüllet meine Brust
Mit frischer, freud'ger Tatenlust:

Erstarkend fühl' ich Jugendblut
In meinen Adern sprühen;
Mich drängt mein schon gesunk'ner Mut,
Aufs Neu mich zu bemühen. —

Und draussen stets mit hell'rem Klang
Schwillt an der kraftdurchglühte Sang . . .



Altes Emmentaler Bauernhaus aus Trub mit dem weitausladenden Vordach (Phot. H. Heiniger)

er als hier, glauben Sie mir, trotzdem alles so schön und neu ist — —» Sie seufzt. «Es war gemütlicher.»

«Da hat Schwester Rosmarie also ein Grammophon?» sagte der Kommissar. «Hat sie es auch in den allgemeinen Aufenthaltsraum gegeben?»

«Sie hat jetzt ein ganz kleines Zimmer», antwortete die Schwester, «und in unserem Aufenthaltsraum steht ein Radio.» Sie hielt inne und dachte über etwas nach.

«Ja, es ist eigentlich seltsam», erinnerte sie sich, «von dem Grammophon merkt man hier nichts mehr, und ich glaube, sie spielt nie mehr ihre schönen Platten. Eigentlich schade, wirklich. Sie ist überhaupt verändert in der letzten Zeit, unsere Schwester Rosmarie.» Keller fing einen bekümmerten Blick aus den grauen Augen auf. «Gestern treffe ich sie im untern Korridor, wie sie am hellen Tage ganz einfach vor sich hin weint, stellen Sie sich vor!»

«Sie wird einen Kummer haben», bemerkte der Kommissar.

«Und das schon lange», erwiderte die Schwester, «und niemand weiss, was es ist. Diese Jungen, wissen Sie — —»

«Aber sie ist doch nicht mehr so jung!» warf Keller ein.

«Oh, jung, jung! Mehr als dreissig sicher nicht. Ich bin sechzig geworden, denken Sie. Das Doppelte — ja, die Zeit — die Zeit — — das Doppelte!»

Sie sank ein wenig in sich zusammen. Die Nadeln klapperten lauter, während sie sich wieder in ihre Arbeit und in ihre Gedanken vertiefte.

*

Unterdessen befand sich Schwester Rosmarie auf dem Heimweg. Eilig wanderte sie unter dem spärlichen Licht der Strassenlampen dahin. Bei etwas grellerem Licht hätte man neue Tränenspuren auf ihrem Gesicht entdecken können. Der Tag hatte mit Tränen begonnen und endete mit Tränen. Einige, seltsamerweise französische Worte gingen ihr unaufhörlich im Kopfe herum: J'ai trop souffert, j'ai trop souffert . . .» Sie kamen von einer Grammophonplatte, die sie früher oft gespielt hatte, und auf der eine französische Sängerin ihr letztes Lied sang, bevor sie freiwillig aus dem Leben ging. «J'ai trop souffert — —» vielleicht dachte sie es französisch und nicht auf deutsch, damit es doch nicht ganz wahr wäre. Aber es war wahr — nicht mehr lange, und es war wahr.

Wenn sie dem freundlichen Kommissar doch alles gestehen würde? Wenn es nur um sie allein gegangen wäre, wie gerne hätte sie es getan.

Jetzt betrat sie den offenen Park vor dem Spital; die Rosen dufteten noch in der warmen Nacht — «J'ai trop souffert — —» Am Portal gab sie ein kurzes Läutezeichen, und Blaser öffnete. Sie atmete in kurzen, hastigen Stössen und blieb, die Hand auf die Brust gelegt, stehen, bis er die Türe geschlossen hatte.

«Da habe ich Ihnen etwas, Blaser», sagte sie leise, und reichte ihm ein Paketchen Zigaretten. «Als Dank für die Tür.» Sie lächelte schwach. Ein Blick des Einverständnisses flog zwischen ihnen hin und her.

«Der Kommissar hat Sie auf der Strasse gesehen», sagte Blaser, «und vielen Dank für die Zigaretten.»

«Oh», sagte sie und wandte ihr blasses Gesicht zur Seite. «Dann gute Nacht, Blaser.»

Auch sie mied den Lift und stieg leise über die Treppen nach oben. Im obersten Korridor war es so dunkel, dass sie sich der Wand entlang zu ihrer Türe tasten musste. Sie öffnete und blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen. Das Licht brannte, und mitten im Zimmer, vor dem Brief an ihre Mutter, sass Kriminalkommissar Keller.

«Schwester!» sagte er mit leiser und fast zärtlicher Stimme.

Ein Zittern überkam sie, und in einem Anfall von Schwäche lehnte sie sich an den Türpfosten. Ihre müden, verwirrten Gedanken wollten es nicht wahr haben, dass da wirklich in ihrem Zimmer der Kommissar auf sie wartete und mit ihr sprechen wollte. Eine neue Prüfung — auch das noch, ging es ihr durch den Kopf. «J'ai trop souffert — —» sang die Sängerin — das kann ich nicht mehr ertragen. Sie machte eine ablehnende Gebärde.

«Ich möchte jetzt schlafen», sagte sie matt.

In Kellers Gesicht erschien wieder der gütige Ausdruck vom Nachmittag, als er das verirrte Vögelchen hilflos an der Wand lehnen sah. Ein richtiges verirrtes Vögelchen. Und mehr als das. Ein Menschenkind, das sich nur noch mit Mühe aufrecht hielt und unverkennbar am Ende seiner Kraft angelangt war. Ihre zitternden Hände krampften sich um die kleine Handtasche, und ihre dunklen Augen irrten unruhig im Zimmer umher.

(Fortsetzung folgt)